

**Zeitschrift:** Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse  
**Herausgeber:** Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte  
**Band:** 55 (1961)

**Buchbesprechung:** Rezensionen = Comptes rendus

**Autor:** [s.n.]

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 03.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## REZENSIONEN – COMPTES RENDUS

**Notker der Stammer, Taten Kaiser Karls des Großen.** Hrsg. von Hans F. Haefele (Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Germanicarum. Nova Series, Tomus XII : Notkeri Balbuli Gesta Karoli Magni imperatoris). Wiedmannsche Verlagsbuchhandlung. Berlin 1959, LVI und 127 S.

Immer wieder beschwore das Mittelalter das Bild Karls d. Gr. als des Begründers des mittelalterlichen Kaisertums und wandelte es den Bedürfnissen der Zeit entsprechend. Ein früher Versuch, dem nach antikem Vorbild gezeichneten zeitgenössischen Monumentalbild Einhards vom Helden und Staatsmann Karl das des *rex et sacerdos*, wie schon Alkuin das Herrscherideal sah, an die Seite zu stellen, sind die *Gesta Karoli Magni*, die in Karl den Hüter der kirchlichen Ordnung, den Schutzherrn der Kirche, den kriegerischen König sehen, der mit seinen Franken ein neues Universalreich geschaffen hat. Da die Handschriften keinen Verfasser nennen, anderseits aber aus dem Werk hervorging, daß er ein Mönch von St. Gallen war, gingen die *Gesta* lange unter der Bezeichnung *Monachus Sangallensis*, obwohl M. Goldast schon 1606 in Notker d. Stammer den Verfasser vermutet hatte. G. H. Pertz sprach sich in seiner Ausgabe der *Gesta* 1829 scharf dagegen aus und ihm folgte auch noch E. Dümmler 1862. Unabhängig voneinander konnten dann K. Zeumer 1886 und E. Graf Zeppelin 1890 die Auffassung Goldasts bestätigen. Nachdem man lange Zeit Notker nur als Dichter der Sequenzen angesehen hatte, brachte die Wiederentdeckung seiner Prosa-schriften eine Reihe von Argumenten, für die Verfasserschaft Notkers für die *Gesta*. Der Herausgeber dieser längst dringlichen Edition stellt die Hauptkennzeichen in der Einleitung zusammen und erhärtet so die These von Notkers Autorschaft zur Gewißheit.

Die Anregung zu dem Werk geht offenbar auf den Besuch Karls III. im Dezember 883 in St. Gallen zurück, und zwar auf den Kaiser selbst, der Notker aufforderte, seine Erzählungen über den großen Ahnherrn des Kaisers schriftlich festzuhalten. Wie H. aus äußerer und inneren Gründen deutlich macht, dürften die *Gesta* vermutlich 886/87 abgefaßt worden sein. Wahrscheinlich sind sie nicht nur unvollständig auf uns gekommen, sondern angesichts des Versagens Karls d. Dicken überhaupt unvollendet geblieben. So fehlt die Vorrede zum 1. Buch, der Schluß des 2. Buches und das gesamte 3. Buch, während wir die Disposition aus verschiedenen Hinweisen

Notkers zu erkennen vermögen. H. legt in der Einleitung dar, wie das erste Buch in den kirchlichen Bereich, das zweite in die kriegerische Sphäre und das dritte in den privaten Lebenskreis führen sollte, wobei Notker nicht nur diese Hauptthemen berücksichtigte, sondern auch eine Gliederung an geographischen Gesichtspunkten vornahm. Angesichts der regen geographischen Interessen im Galluskloster ist dies nicht verwunderlich. Alles aber dient dem Ziel, dem Urenkel des großen Karl das leuchtende Vorbild des Kaisers vor Augen zu stellen, wobei wir mehr über die von Notker selbst erlebte Zeit der späten Karolinger erfahren als über die Zeit Karls d. Gr. Während aber Einhard in einfachen Worten im Grunde lediglich die großen Taten Karls schildert, geht Notker in vielfach gekünstelter und dadurch viel schwerfälligerer Sprache auf sagenhafte Einzelheiten, ja Kleinigkeiten und nahezu Nichtigkeiten ein, jedoch nicht, um sich darin zu verlieren, sondern um darin die Größe des Herrschers darzustellen.

Da die *Gesta* den Herrscher, für den sie bestimmt waren, wohl kaum mehr erreichten und, wie gesagt, wahrscheinlich auch unvollendet blieben, übten sie keine unmittelbare Wirkung aus. Sie werden erst im 12. Jh. wieder entdeckt und erlangen auch da im Vergleich zur *Historia Caroli Magni* des Pseudo-Turpinus und der Aachener Legende keinen großen Einfluß. Vielfach findet man sie in den Handschriften mit der *Karls-Vita* Einhards und den *Annales regni Francorum* (*Annales qui dicuntur Einhardi*) verbunden.

Der Herausgeber bietet eine umfassende Zusammenstellung und Klassifizierung der einzelnen Handschriften, der Ausgaben und Übersetzungen. Seiner überaus sorgfältigen, mit reichen Sachanmerkungen ausgestatteten Neuausgabe legt er zum Unterschied von Ph. Jaffé und G. Meyer v. Konau die Hs. XIII 858 der Niedersächsischen Landesbibliothek in Hannover zugrunde und ergänzt den fehlenden Schluß dieser Handschrift aus Cod. 610 (hist. prof. 990) der Österreichischen Nationalbibliothek und des Cod. Bodley 837 (Laud. misc. 569) der Universitätsbibliothek Oxford, deren Varianten er neben einer Reihe anderer Handschriften im Apparat berücksichtigt. Er bringt die Begründung dafür nicht nur in der Einleitung zur vorliegenden Ausgabe, sondern legte sie auch noch eingehender in seinen « *Studien zu Notkers Gesta Karoli* » im Deutschen Archiv 15 (1959) 358-393 (mit einer Tafel) dar. Ein Verzeichnis der Quellen und der Literatur sowie ein Namen-, Wort- und Sach-Register vervollständigen die Edition, deren Wert für die Erforschung und Deutung des Bildes Karls d. Gr. wie für Kenntnis der klösterlichen Geschichtsschreibung St. Gallens und des Frühmittelalters kaum überschätzt werden kann.

H. SCHMIDINGER

**Sven et Suzanne Stelling-Michaud, Les juristes suisses à Bologne (1255-1330).** Notices biographiques et Regestes des actes bolonais. Libr. Droz, Genève 1960, 331 p.

Avec ce volume, M. Stelling-Michaud nous donne le principal résultat des recherches que, aidé de son épouse, il a entreprises aux archives de Bologne. Ce sont, ainsi qu'il l'explique, les pièces justificatives de l'étude qu'il a publiée en 1955 sur les relations de l'université de Bologne avec la Suisse.

Dans une première partie, la plus étendue, il donne les noms de 225 étudiants « originaires des régions formant actuellement la Suisse ou qui, bien qu'étrangers, y exercèrent des fonctions ecclésiastiques ou civiles ou y détinrent des bénéfices » (p. 7) qui étaient venus étudier le droit à Bologne dans la deuxième moitié du XIII<sup>e</sup> siècle et le premier tiers du XIV<sup>e</sup>. Il est parvenu à en identifier plus de la moitié. La tâche était d'autant plus difficile que, ainsi qu'il l'explique, avec exemples à l'appui, les noms propres, surtout ceux de désinence germanique sont complètement déformés dans les actes bolonais. « La graphie romanisante et la notation phonétique ont conduit parfois à de telle mutilations qu'il a fallu de longues réflexions et recherches pour retrouver la forme originale de certains noms » (p. 9).

M. Stelling-Michaud donne ensuite le regeste de 280 documents d'archives bolonaises des années 1256 à 1300 ayant servi de base à son travail ; les publier en entier eût été beaucoup trop long ; mais, à titre d'exemples, il en reproduit néanmoins 24 *in extenso* qui sont de nature à nous renseigner sur la vie des étudiants de cette époque : ce sont des achats ou ventes de manuscrits, des emprunts, des opérations financières, des testaments, etc.

Vient ensuite la liste des étudiants suisses figurant dans les « *Acta nationis germanicae* » de 1289 à 1300, et enfin celle des étudiants suisses à Bologne de 1301 à 1330.

Le grand nombre sont des ecclésiastiques, assez souvent des chanoines et des curés, qui devaient à la possession d'un bénéfice la possibilité d'entreprendre des études. Ils proviennent avant tout de la Suisse alémanique, des villes tout d'abord, mais plus encore « des châteaux et des demeures seigneuriales de la haute et de la petite noblesse, de la chevalerie et de la ministérialité » (p. 278). Par contre, au XIV<sup>e</sup> siècle, « le pourcentage de ceux qui sont issus d'anciennes familles de dynastes semble en décroissance ». Au surplus, le nombre des étudiants a notablement diminué : beaucoup vont maintenant faire leur droit à Avignon.

Les pages de beaucoup les plus nombreuses du travail de M. Stelling-Michaud sont celles qu'il consacre à l'existence ultérieure des étudiants qu'il a rencontrés à Bologne : les postes qu'ils ont occupés, les bénéfices ecclésiastiques qui leur ont été attribués et surtout l'activité juridique qu'ils ont exercée. Il en est auxquels il ne consacre pas moins de trois ou même cinq grandes pages. Il résume les données fournies à leur sujet par des monographies, par les cartulaires, les registres et regestes pontificaux ou régionaux, les nécrologes, ou encore celles que l'on peut puiser dans des répertoires ou des dictionnaires. On imagine sans peine les recherches que suppose la somme de renseignements ainsi recueillis. Tous sans doute ne sont pas de même valeur : l'auteur n'avait pas à contrôler leur exactitude, mais à indiquer, (au moyen d'une liste imposante de sigles) leur provenance. L'historien qui aura besoin de se documenter sur l'un de ces personnages trouvera dans le livre de M. Stelling-Michaud tout d'abord les précisions, celles-là de première main, que l'auteur fournit sur leur présence à Bologne, mais il lui saura gré d'avoir – sans y être obligé, car il pouvait se borner à la période estudiantine de leur vie – pris la peine d'accumuler les données jalonnant la suite de leur existence.

L. WAEBER

**Amédée de Lausanne, Huit Homélies mariales.** Introduction et notes du chanoine G. Bavaud, texte latin établi par Dom Jean Deshusses, O. S. B. ; traduction par Dom Antoine Dumas, O. S. B. **Sources chrétiennes** N° 72 (N° 5 des Textes monastiques d'Occident), Editions du Cerf, Paris 1960, in-8° écu, 242 pages. 15 NF.

*Sources chrétiennes* est une collection qui a été lancée, il y a une vingtaine d'années, sous la direction des Pères Jésuites, du P. de Lubac en particulier, auquel sont associés aujourd'hui les Pères Daniélou et Mondésert. Le but était de mettre à la disposition du public cultivé, dans un format commode et à un prix abordable, des textes anciens : traités dogmatiques, homélies ou commentaires de la sainte Ecriture, lettres, textes liturgiques, documents présentant un intérêt historique, les uns peu connus ou même inédits(ainsi les huit homélies baptismales de saint Jean Chrysostome récemment découvertes) ou d'accès difficile, d'autres d'un emploi constant et dès lors indispensables pour un théologien, un liturgiste ou un historien ; les uns assez courts, d'autres par contre plus étendus, que l'on a répartis entre plusieurs volumes (trois pour les sermons de saint Léon, trois pour les conférences de Cassien, quatre pour l'*Histoire ecclésiastique d'Eusèbe*).

On s'était tenu tout d'abord aux seuls auteurs grecs, omettant parfois, par souci d'économie, le texte original, principe qui semble abandonné aujourd'hui ; (quelques volumes ont paru sous double forme : traduction française avec ou sans le grec) ; puis on a accueilli des ouvrages latins, et même enfin quelques écrits paracrétiens. La collection comprend déjà plus de 70 volumes dont une douzaine sont actuellement épuisés, tandis que l'un ou l'autre ont paru en 2<sup>e</sup> édition.

Le texte original est emprunté aux meilleures collections, notamment au *Corpus* de Berlin et à celui de Vienne ; mais les auteurs se permettent au besoin d'y apporter, preuves à l'appui, quelques légères modifications.

Les collaborateurs appartiennent soit au clergé régulier : jésuites, dominicains, bénédictins, assomptionnistes, soit au clergé séculier ; les directeurs se sont également adressés à des laïques, professeurs s'étant spécialisés dans les études patristiques. Souvent la besogne a été répartie entre plusieurs collaborateurs : l'un se chargeant du texte, et l'autre de la traduction.

Chaque volume s'ouvre par une copieuse introduction (parfois aussi longue que le texte qu'il s'agit de commenter). On y présente l'auteur, sa doctrine ; on précise la date de l'œuvre, on énumère les manuscrits qui l'ont conservée, les éditions qui ont déjà paru.

Depuis quelques années, les *Sources chrétiennes* ont accepté, sous le titre « Textes monastiques d'Occident », des ouvrages du moyen âge. Elle se sont assuré la collaboration de Dom Déchanet, qui en a déjà publié plusieurs dans la « Bibliothèque de spiritualité médiévale » ainsi que la participation de Dom Jean Leclerc et de l'équipe qui s'est spécialisée dans l'étude des œuvres mystiques du moyen âge latin et dont on retrouve l'intervention à plusieurs endroits dans le volume que nous avons maintenant à présenter.

Il s'agit de huit homélies mariales dues à un cistercien, un élève de saint Bernard, Amédée qui, après avoir été abbé de Hautecombe, fut, de 1144 jusqu'à sa mort en 1159, évêque de Lausanne. Elles constituent un traité

des gloires de Marie, se rapportant à sept événements de la vie de la Vierge, rattachés eux-mêmes aux sept dons du Saint-Esprit.

Ces homélies étaient lues, le samedi, à Matines, par les chanoines de Lau-  
sanne. Elles sont conservées dans deux manuscrits : l'un, remontant à la  
deuxième moitié du XIII<sup>e</sup> siècle, provenant du monastère d'Hauterive,  
mais qui se trouve actuellement à la bibliothèque cantonale et universitaire  
de Fribourg ; l'autre, datant du XV<sup>e</sup> siècle, indépendant du premier et  
conservé aujourd'hui à la bibliothèque capitulaire d'Aoste.

Dom Jean Deshusses, moine à Hautecombe, a établi le texte ; son confrère,  
Dom Antoine Dumas, l'a traduit et M. le chanoine Georges Bavaud, profes-  
seur de théologie au Grand Séminaire de Fribourg, a écrit l'introduction.  
Il y étudie spécialement la doctrine mariale de saint Amédée, soulignant  
que si l'on ne trouve pas chez lui la croyance à l'Immaculée Conception, on  
y rencontre par contre, et avec insistance, celle de l'Assomption (Pie XII,  
dans la bulle *Munificentissimus Deus*, le cite) et, sans le mot de *mediatrix*,  
celle de la méditation universelle de Marie.

Ces homélies ont été prononcées – on ne précise pas en quelle langue.  
L'évêque s'adresse plus d'une fois à ses auditeurs, rappelant ce qu'il a dit la  
veille ou constatant qu'il s'est écoulé plusieurs jours depuis son dernier  
sermon ; elles ont été ensuite rédigées en latin, et c'est au lecteur que, à  
la fin de la 4<sup>e</sup> homélie, par exemple, saint Amédée fait part de ses reflexions.  
Il en est de touchantes, un peu réalistes à nos yeux, sur la joie de Marie  
au moment de la naissance de Jésus. Notre évêque insiste sur les raisons  
qu'avait Notre-Seigneur, au moment de son Ascension, de ne pas encore  
prendre sa mère avec lui. Il décrit avec enthousiasme l'Assomption de la  
Vierge, son entrée triomphale dans le ciel. Il a parfois des digressions et  
entre à l'occasion dans des considérations qui ne devaient guère frapper  
ses auditeurs, qui en tous cas nous laisseraient froids aujourd'hui. Il ne  
s'inspire en somme qu'assez peu de saint Bernard, et a, moins que lui, le don  
de la poésie. Il abuse parfois de la rhétorique, mais en d'autres circon-  
stances, il ne résiste pas aux élans que lui dicte sa piété, et, de son cœur,  
jaillit alors un vibrant appel, une tendre prière à Marie. Les abondantes  
considérations et les fines suggestions qu'il multiplie dans ses discours  
montrent au surplus combien vive était sa dévotion à la Mère de Dieu et  
sans doute aussi celle de ses auditeurs. Il faut remercier *Sources chrétiennes*  
d'avoir accueilli dans la collection ces émouvants témoignages et féliciter  
les auteurs de les avoir si bien présentés.

L. WAEBER

**Bulletin de l'Institut historique belge de Rome**, fasc. XXXII. Bruxelles-  
Rome 1960, 281 p.

Dans *Le septimontium et la Succusa chez Festus et Varron. Un problème  
d'histoire et de topographie romaines*, p. 25-73), J. POUSET montre que le  
*septimontium* (lire *saeptimontium*) fut d'abord la fête de huit petits sommets  
habités de la Rome préétrusque, avant de devenir la grande fête de Rome  
elle-même. Ce terme, mal interprété, contribua à vulgariser le thème poétique  
et artificiel de la ville aux sept collines, dont Varron porte la responsabilité.

On remarquera dans cet article la discussion philologique sur les mots composés en *septem* et sur l'orthographe des manuscrits de Varron, des données fort intéressantes de topographie romaine, la critique serrée des théories reçues au début de ce siècle sur la formation de la ville. – Dans *Musiciens flamands et wallons à la cour de Léon X* (p. 75-112), Anne-Marie BRAGARD signale sept clercs musiciens des chapelles vaticane et privée, qui, souvent comblés de prébendes par Léon X, manifestèrent le succès persistant des musiciens cambraiens et liégeois à la cour pontificale depuis le XV<sup>e</sup> siècle. Elle fournit la bibliographie (manuscrits et éditions) de trois d'entre eux. – En publiant les documents de *La vente aux enchères des effets... de Don Juan d'Autriche* (p. 113-169), L. VAN DER ESSEN fournit d'émouvants détails sur la mort de Don Juan, atteint au chevet de ses soldats par l'épidémie de typhoïde qui les décimait. – L. CEYSENS, en imprimant la *Correspondance de Jacques Boonen et de Henri Calénus avec l'abbé de Saint-Cyran avant la naissance du jansénisme* (p. 171-210), d'après le *Vaticanus latinus* 7226, permet de mieux connaître les premiers jansénistes dans une période antérieure à leur prise de position : il s'agit du célèbre archevêque de Malines et d'un prêtre qui fut tout dévoué à Saint-Cyran comme à Jansénius.

M.-H. VICAIRE OP.

**Deutsche Bilderbibel aus dem späten Mittelalter.** Hrsg. von Josef Herm. Beckmann und Ingeborg Schroth. Konstanz, Jan Thorbecke Verlag 1960. Halbperg. in Schuber DM 68.50.

Was uns hier geschenkt wird, ist die vollständige Edition der Handschrift 334 der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. und der zu ihr gehörigen Teile in den Manuskripten 719-720 der Pierpont Morgan Library in New York. Der Band umfaßt, um dies nachzutragen, 120 S. mit insgesamt 210 Miniaturen, von denen 177 auf Freiburg, 33 auf New York entfallen. Davon sind 45 S. faksimiliert, 61 S. im Zweifarbandruck wiedergegeben. Die Einführung wird dem Leser in einer Textbeilage mit 4 Kunstdrucktafeln geboten.

Bibliotheksdirektor Beckmann, der über die Handschrift berichtet, gesteht, daß die Edition vorerst der Forschung dienen soll, können doch viele Probleme, die diese Bilderbibel auch dem Kundigen stellt, einstweilen nicht gelöst werden. Nicht einmal die Herkunft der Handschrift kann mit Sicherheit geklärt werden. Auch liegt die Bedeutung dieser Bilderschrift nicht etwa in ihrer künstlerischen Qualität, sondern darin, daß sie ein einzigartiges Spiegelbild des religiösen Empfindens im späten Mittelalter darstellt. Wer weiß, wie dürftig die Überlieferung entsprechender Quellen nun einmal ist und wie sehr wir in vielen Fragen noch im Ungewissen stecken, wird sich über diesen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Volksbildung und der Volksfrömmigkeit aufrichtig freuen.

Beckmann zeichnet in knappen Strichen die Entwicklung der Bibeldarstellungen. Bild und Text verwachsen zur Einheit. Beides sollte dem Lesens Unkundigen zur Unterweisung dienen. Der Text tritt jedoch hinter das Bild zurück, öfters wurde er, was nach dem Befund der Schrift eindeutig feststeht, nachträglich hinzugefügt. Sicher haben auf die Gestaltung solcher Handschriften auch die Strömungen der deutschen Mystik tief eingewirkt.

Für die Entstehung der sogen. Volkshandschriften waren, nach den Ergebnissen der bisherigen Forschung, das Gebiet des Oberrheins und das Elsaß bestimend. Die Zusammenhänge der einzelnen Werkstätten sind jedoch umso schwerer aufzuhellen, als ohne Zweifel Verbindungen auch zwischen wandernden Schreibern und Malern bestanden.

Die vorliegende Edition bietet im Gegensatz zu den bisher bekannten Handschriften eine zusammenhängende Folge von Darstellungen zum neuen Testament. Doch sind neben den vier Evangelien noch andere beliebte Texte verwendet. Auch liegen gewisse Bezüge zum geistlichen Schauspiel vor.

Manche dieser Gedanken vertieft Schroth in der kunstgeschichtlichen Würdigung der Bilder, deren Eigenart sie erörtert. Sie gelangt auf Grund der stilistischen Analyse zum Schluß, daß ziemlich sicher zwei Zeichner tätig waren und daß wenigstens Meister B mit der Freiburger Werkstatt in Beziehung gestanden hatte. In Übereinstimmung mit Beckmann vertritt sie die Auffassung, daß Stil und Sprache auf Straßburg oder Umgebung hinweisen und die Handschrift zwischen 1410 und 1420 entstanden sein dürfte. Zur Erhärting ihrer Untersuchung bringt Schr. vergleichendes Bildmaterial aus entsprechenden Handschriften verschiedener Bibliotheken bei, u. a. auch der Nikolaus von Lyra-Handschriften der Universitätsbibliothek Basel.

Der Bildkommentar ist bewußt knapp gehalten. Man kann das angesichts der Gestehungskosten durchaus begreifen, zumal eine ausreichende Erklärung des oft ungewöhnlichen Bildinhaltes wohl zu weitläufigen Exkursen hätte führen müssen. So begnügt sich der Kommentar mit kurzen Hinweisen auf die entsprechenden Schriftstellen, seltener auf analoge Darstellungen in verwandten Handschriften. Wo die Darstellungsweise selten oder ungewöhnlich ist, wird das eigens vermerkt. Der Leser gewinnt so, gerade angesichts der Kürze des Kommentars, leicht eine rasche Übersicht. Leider ist die Transkription der Texte nicht frei von Versehenen oder Flüchtigkeiten, vom bewußten Verzicht auf diakritische Zeichen abgesehen. Wir möchten aus sachlichen Gründen einige Irrtümer nennen: fol. 6r lies Andreas fischet, nicht fischer., 11v: tufelscher mensche, nicht tufelschen, 13r: wert, nicht wirt, 14v.: min sun, nicht son, 16v: hunden etc., nicht hunden zu, 18r: der himel, nicht des himel, 18v: hilf got, nicht hilfiget, 19r: nach in gottes rich folgt ein Wort (inen ?), das nicht wiedergegeben ist. 21v: versteinen, nicht versteinen, 24v: hier fehlt Text des Spruchbandes im 2. Bild (joch ist sus), 28v: iesum, nicht iesu, 29r: keller, wohl kaum kellerin. 37v: zersleht, nicht zerfleht, 38r: hier ist im Kommentar ein Block für Verweis unausgefüllt, 41v: 1. Bild: wie got sicher (nicht sich) erstanden ist, 2. Bild: es wer ein lugene, nicht lugent, 45v: getöiffet, i ist ausgefallen.

Wir gestehen allerdings, daß trotz dieser Mängel weder die Freude am naiven Realismus noch das Interesse an manchen ganz eigenartigen Bildern (man vgl. etwa Tafeln fol. 26r, 27v, 39r u. a. m.) beeinträchtigt werden kann, sofern man sich mit Muße in die Darstellungen vertieft. Deswegen sei den Herausgebern wie dem Verlag für diese seltene Gabe herzlich gedankt.

OSKAR VASELLA

**Theodora von der Mühl : Vorspiel zur Zeitenwende. Das Basler Konzil 1431-1448.** Verlag Georg D.W. Callwey, München 1959. 232 S., 6 Tafeln, 8 Abb.

Das Buch befaßt sich nicht allein mit dem Verlauf und den Problemen des Basler Konzils, sondern gibt einen vielgestaltigen Einblick in die wichtigeren Ereignisse der damaligen europäischen Geschichte überhaupt, soweit sie irgendwie mit dem Konzil in Zusammenhang stehen. Eingehend werden das Verhältnis Kaiser Sigmunds und seines Nachfolgers Friedrich III. zum Konzil und zu Papst Eugen IV. sowie die politischen Wirren in Italien geschildert, die den Papst zeitweilig in arge Bedrängnis brachten und dadurch seine Haltung zum Konzil entscheidend beeinflußten. Da sich die Synode außer der Ausrottung der Ketzerei und der kirchlichen Reform auch die Herstellung des Friedens unter den Fürsten und Völkern zum Ziele setzte und sich überdies mit der Einigung zwischen Ost- und Westkirche wie auch mit dem Kampf gegen die Türken befaßte, hat von der M. mehrmals Gelegenheit, auf verschiedene Ereignisse in Frankreich, Deutschland, der Eidgenossenschaft, Österreich, Böhmen, Polen und Ungarn näher einzutreten, wobei öfters interessante und ziemlich weitläufige Rückblicke geboten werden, so z. B. über den hundertjährigen Krieg und Jeanne d'Arc (S. 53-59), den Wittelsbacher Familienstreit (S. 42-44) usw. Aufgezeigt werden auch die verfassungsrechtliche, soziale und wirtschaftliche Entwicklung Basels vor dem Konzil sowie die wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Auswirkungen des Konzils auf ihre Vaterstadt. Das 2. Kapitel, das der Vorgeschichte des Herzogs Amadeus VIII. von Savoyen, des nachmals vom Konzil zum Gegenpapst gewählten Felix V., gewidmet ist, benützt sie zu Ausführungen über den Reliquienkult, einzelne Auswüchse des Volksglaubens, den Hexenwahn und die Inquisition. Selbst die Theodulssage wird hier zur Illustration eingeflochten. Anschaulich werden die Charaktere der verschiedenen Persönlichkeiten auf dem Hintergrund des Konzils gezeichnet, so etwa Kardinal Louis d'Aleman, Kardinal Cesarini, Nikolaus von Cues, Enea Silvio Piccolomini u. a. – Das gut illustrierte Buch vermittelt dem Leser eine reiche Fülle von historischem Wissen über jene Epoche ; doch verunklären gerade die mannigfachen Hinweise, die oft zu eigentlichen Exkursen innerhalb des Textes ausgebaut sind, bisweilen die großen Zusammenhänge. Eine bessere Gliederung durch Untertitel und eine kräftigere Akzentuierung des Wesentlichen hätte die Übersichtlichkeit, Klarheit und Geschlossenheit der Darstellung erheblich fördern können. Angesichts der Vielfalt der Namen wäre auch ein alphabetisches Register wünschenswert gewesen. Im Epilog hätten wir entsprechend dem Titel « Vorspiel zur Zeitenwende » eine grundsätzliche Würdigung des Basler Konzils und einen Ausblick auf die folgende Zeit erwartet. Im Großen und Ganzen hat sich die Verfasserin einer erfreulichen Objektivität bemüht, obwohl das Thema an sich zu manchem konfessionell gefärbten Urteil Gelegenheit geboten hätte. Dennoch können wir nicht allen ihren Ansichten beipflichten. So behauptet sie zu Unrecht, Cyprian (ca. 200-258), der von Augustinus viel gepriesene Bischof von Karthago, hätte in seiner Schrift *De unitate ecclesiae* noch keine Papstgewalt, sondern nur bischöfliche Gemeinschaft gekannt (S. 10). Selbst protestantische Autoren, wie Schenkel in der Realenzyklopädie für prot. Theologie VII S. 566, geben zu, daß Cyprian

den « Primat des römischen Bischofssitzes über alle übrigen ... unumwunden anerkannt » hat. Auch die Ansicht, die Hexenprozesse hätten vom Wallis aus ihren grausamen Siegeszug durch das Abendland angetreten (S. 98), ist wohl unrichtig. Trotz einiger Mängel darf das Buch dem Laien, für den es geschrieben ist, durchaus empfohlen werden; auch der Fachhistoriker wird aus der Lektüre Gewinn ziehen und manche Anregungen schöpfen können. Den Rang einer wissenschaftlichen Gesamtdarstellung des Basler Konzils, die immer noch aussteht, kann es aber schon deshalb nicht beanspruchen, weil die Verfasserin auf jeglichen kritischen Apparat verzichtet und sich auf die Angabe der wichtigeren Quellen und Literatur im Anhang beschränkt hat. JOHANNES GISLER

**Peter Bietenholz : Der italienische Humanismus und die Blütezeit des Buchdrucks in Basel.** Die Basler Drucke italienischer Autoren von 1530 bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Band 73, 171 S. Verlag Helbing und Lichtenhahn, Basel 1959. Fr. 13.50.

Guido Kisch hat in einem kurzen Referat auf dem Internationalen Humanistenkongreß von 1956 mit allem Nachdruck und mit Recht auf die Basler Forschungen zur Geschichte des Humanismus hingewiesen und auf die Schule des Basler Ordinarius Werner Kaegi, « dessen feiner Intuition und verständnisvoller Leitung eine ganze Reihe wertvoller Arbeiten zur Geschichte des Humanismus ihre Entstehung verdankt. »

In diese Reihe gehört auch die vorliegende Dissertation, welche zu einer ähnlichen Studie aus dem Jahre 1953, der Untersuchung Friedrich Luchsingers über den « Basler Buchdruck als Vermittler italienischen Geistes 1470-1529 », die Fortsetzung bildet und auf der dort erarbeiteten Grundlage aufbaut. Drei Kreise sind es, von denen damals die baslerisch-italienischen Beziehungen getragen wurden: einmal der Humanistenkreis um Erasmus mit Bonifacius Amerbach, Heinrich Pantaleon, Johannes Froben und seinen Nachkommen und dem Drucker Johannes Oporinus, denen die vielen Ausgaben alter und neuer Klassiker und die auffallend zahlreichen Werke mit geschichtlichen Themen zu verdanken sind, dann die italienischen Gläubensflüchtlinge, allen voran Celio Secondo Curione und der Drucker Pietro Perna, deren Drucke eher religiöse und philosophische Tendenzen vertreten, und schließlich die Professoren der neuen protestantischen Universität, wie besonders Theodor Zwinger, die dank ihren eigenen Italienreisen rege Beziehungen zur Universität Padua und zum Hofe von Ferrara unterhielten und vornehmlich naturwissenschaftliche Werke publizierten. Die Basler Buchproduktion bestätigt die « humanistische Tradition » über die Reformation hinaus (worauf Werner Kaegi 1952 in einem Vortrag schon hingewiesen hat), bleibt doch die klassische Tendenz, die sich auf die Grundsätze und Ideale des großen Erasmus beruft, bis ans Ende des 16. Jahrhunderts durchaus vorherrschend. Am beständigsten ist dabei der Strom historischer Texte und auffallend die ansehnliche Anzahl von Werken italienischer Ärzte, während die Poetica eher zurücktreten. Erst nach 1580 geht die italienische Rezeption stark zurück, da der Humanismus zumal in den Naturwissenschaften von allzu revolutionären Ideen abgelöst wird und deren völlig neue Grundkonzeption in starken Gegensatz zum baslerischen Konfessionalismus gerät.

Nach diesen einleitenden und grundlegenden Ausführungen wendet sich Bietenholz den einzelnen Sachgebieten zu. Unter den religiösen und theologischen Drucken dominieren die Schriften der italienischen Refugianten Curione, Vergerio, Ochino u. a., deren starker Einfluß auf ihre Nachwelt unverkennbar ist ; daneben figurieren auch katholische Autoren (Vergilio, Lorenzo Giustiniani), die als Vertreter erasmianischen Geistes am ehesten den konfessionellen Zwiespalt vergessen lassen konnten. Bedenkt man etwa Ochinos These, daß es für die Erlösung des Menschen belanglos sei, wieviel Freiheit er annehme oder verwerfe oder ob er sich gar nicht darum bekümmere, so wenig wie die eine oder andere Aufassung des Abendmahls entscheidend sein könne, so zeugt die Tatsache, daß solche Schriften, die andernorts verboten waren, und diejenigen der katholischen Autoren im nachreformatorischen Basel gedruckt werden konnten, von der damals dort herrschenden anerkennenswerten Toleranz.

Die beiden nächsten kleinen Kapitel betreffen die Dichtung – neben vorwiegend lateinischen Ausgaben der großen Meister Pontano, Poliziano und Petrarca finden sich vor allem bukolische Werke – und die Gebiete der Sprachschulung und der Erziehung.

Die Ausgaben der humanistischen « Väter », von denen der vierte Abschnitt handelt, reihen sich dank dem Willen der Editoren zu unparteiischer Vollständigkeit, beachtlichen Ansätzen zu sorgfältiger Textkritik und der offensichtlichen Bemühung um eine fehlerfreie und schöne Darstellung würdig an die großen Kirchenvätereditionen aus der Zeit des Erasmus an. Die Gesamtausgabe Petrarcas, die im Verlag Henric Petri 1554 und 1581 in zwei Auflagen erschien, ist bis zum heutigen Tag die einzige geblieben ; dieselbe Offizin widmete 1551 dem Papst diejenige Sammelausgabe der Werke Enea Silvio Piccolominis, die seither als die vollständigste und maßgebliche gelten kann. Daneben begegnen wir wiederum Pontano und Poliziano, aber auch Valla und Bembo und einigen weiteren Vertretern der Renaissance, so Alberti (« De pictura »), Poggio und Machiavelli, um dessen « Principe », 1560 dank der mutigen Initiative des Refugianten und Druckers Pietro Perna ediert, auch in Basel eine heftige Diskussion entbrannte.

Äußerst zahlreich sind die historischen Werke, die in Basel publiziert wurden, sie ziehen sich wie ein roter Faden durch die Geschichte des Basler Buchdrucks und zeugen von regem und vielfältigen Interesse. « Von Geburt aus seien alle Menschen unter sich gleich und den Tieren ähnlich, erst die geistige Reife befähige zu vollem Menschentum, zum Triumph über die Natur ... Geistige Reife aber vermitte die *αὐτοψία*, das selbständige Sehen der Dinge, wobei es gelte, aus der Erfahrung der Particularia das Wissen um die Universalia zu gewinnen. Es sei ein langer und schwerer Weg, und das Menschenleben sei kurz ; doch könne hier die geschichtliche Meditation zu Hilfe kommen und weiterführen als das eigene Erlebnis » (p. 87). Dies sind die Prinzipien, die der Drucker Perna in einer Widmung an August von Sachsen (allerdings nach einem Muster des Basler Professors Nicolaus Stupanus) darlegt und nach denen er und seine Druckerkollegen ihre historischen Editionen herstellten. Flavio Biondo, Paolo Giovio, Guicciardini und diverse andere Autoren, insbesondere über Venedig und Neapel, figurieren auf dem Druck-

katalog, daneben Werke zur Geschichte Englands, Frankreichs, Ungarns, der Niederlande, zu deren Historiographie ja die italienischen Humanisten Entscheidendes beigetragen haben, Publikationen über die Entdeckungen und Türkengefahr, die in denen u. a. griechische Flüchtlinge an ältere Basler Traditionen (Enea Silvio !) anknüpfen konnten ; schließlich untersucht Bietenholz die Basler Editionen von Dantes « Monarchia », welches Werk Johannes Herold z. B. mit weiteren Texten zum Thema des Verhältnisses von Kaiser und Kurie (u. a. wiederum von Enea Silvio) vereinigte.

Das sechste Kapitel beschreibt die philosophischen Drucke. « Um die Wiedergabe des florentinischen Erbes, des Platonismus im Sinne der florentinischen Akademie, hat sich im 16. Jahrhundert Basel mit den Ausgaben Platos und Plotins, Ficinos und Picos ein einmaliges Verdienst erworben. Es entstanden Werke, die zum Teil heute noch allgemein benutzt werden » (p. 115). Umso genauer geht der Autor auf die Voraussetzungen ein, welche diese Rezeption bedingt haben. Neben diesen Vertretern der « pia philosophia » und der « pax philosophica » kommen auch die Aristoteliker Barbaro und Pomponazzi zu Wort – des Griechen Werke selber erlebten in Basel damals vier lateinische und eine griechische Ausgabe. Die Voraussetzungen zu diesen Editionen waren der Hang, auch in philosophischen Spekulationen den Mensch, die « dignitas hominis », zu suchen, und der Wille, sich widersprechenden Systemen gegenüber einen Mittelweg zu finden, zu diesem Zweck die verschiedenen Denker genau kennenzulernen und nebeneinander stehen zu lassen (cf. Sadolets « De laudibus philosophiae » 1535/42).

Das letzte Kapitel schließlich handelt von den Werken der Naturphilosophie und der Naturwissenschaften. Auch in den Basler Drucken ist der Zwiespalt zwischen dem noch kaum bestrittenen überlieferten System (Aristoteles, Euklid, Galen) und seit dem Cinquecento immer deutlicher sich manifestierenden Neuerungswillen (Paracelsus, Vesal, Petrus Ramus) offensichtlich. Sehr aktiv zeigen sich Simon Grynaeus, Cardone und insbesondere Guglielmo Gratarolo.

Die eingehenden Untersuchungen von Peter Bietenholz belegen klar das große Verdienst, das dem Basler Buchdruck zukommt, die gesamte Entwicklung des italienischen Geisteslebens vom 14. ins 16. Jahrhundert fixiert zu haben, wozu es in manchen Fällen der Kühnheit der Drucker und der Toleranz der Zensoren bedurfte, und eine Reihe von Gesamtausgaben antiker Autoren, der Kirchenväter und der « Väter » des Humanismus geliefert zu haben, die ihre Eedeutung z. T. bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Des Autors eigenes Verdienst ist es, dieses vielfältige Material gründlich gesichtet und kommentiert und auch für den nichteingeweihten Leser zugänglich gemacht zu haben.

JOH. KARL LINDAU

**Aargauer Urkunden XIV: Urkunden und Briefe des Stadtarchivs Mellingen bis zum Jahre 1550.** Bearb. von Heinrich Rohr. Aarau, H. R. Sauerländer & Co, 1960, 255 S. br. Fr. 26.—, geb. Fr. 31.—.

Die Historische Gesellschaft des Kt. Aargau setzte es sich seit Jahren zur Aufgabe, die Bestände der Stadt- und Klosterarchive gesondert zu veröffentlichen. Nach einem durch die Teuerung und andere Umstände bedingten

längerem Unterbruch (vgl. die Besprechung von Bd. 13 in dieser Zeitschr. 49, 1955, 253-55) konnte nun der vorliegende Band gedruckt werden. Die für die Rechtsgeschichte wichtigsten Stücke finden sich, was auch für frühere Bände gilt, bereits in der Sammlung der schweizerischen Rechtsquellen und sind bloß in knappem Regest vermerkt. Auch wurden hier Missiven einbezogen, u. E. mit Recht, da manche Schreiben Urkunden entsprechend ergänzen, andere wieder das geschichtliche Bild beleben. Mehr als ein Viertel der Stücke stammt aus dem Tegerfelder Formelbuch des Stadtarchivs Sursee. Dieses enthält über 150 Abschriften von Mellinger Urkunden, die, wie Rohr gegenüber Th. v. Liebenau berichtet, wahrscheinlich aus der Feder des Stadtschreibers von Sursee, Hans Bachmann, stammen. Leider scheint ihre Überlieferung nicht besonders gut zu sein; denn R. gibt sie zumeist in einem, oft mit Fragezeichen durchsetzten Regest wieder; die Originale sind verloren.

Wer sich auch nur einigermaßen mit den Urkunden vertraut macht, erkennt sehr bald, daß hier ein Material vorliegt, dessen Bedeutung keineswegs nur die Ortsgeschichte berührt. Gewiß begegnen uns wie immer zahlreiche Käufe und Verkäufe, auch Eheverträge (s. u. a. Nr. 204, 209 f., 229, 241), aber darüber hinaus gibt es doch sehr viele Stücke von allgemeinem Interesse. Ich erinnere etwa an die Einrichtung einer Badestube (1382, Nr. 20, vgl. auch 57, 247), an die Badefahrten (S. 27), an Loskäufe von Leibeigenenschaft (Nr. 108), an Totschläge und Urfehden (Nr. 46, 144, 154, 179), Verbrennung einer Jüdin wegen Fälschung, wohl von Münzen (Nr. 32, vgl. auch Nr. 61 f.) u. a. m. Als eine Perle möchten wir das Einladungsschreiben des Rates von München an Mellingen vom 8. November 1485 zur Teilnahme am Münchner Freischießen bezeichnen (Nr. 168). Vor allem aber denken wir an den Ertrag für die Kirchengeschichte. Er ist recht ansehnlich, vom 14. Jh. weg bis zu jenen kritischen Jahren, da sich die Stadt vorerst, wenn auch nicht ohne bedeutende Widerstände, zum neuen Glauben bekannte und dann auf Grund des 2. Landfriedens rekatholisiert wurde.

Gleich die erste, im Wortlaut gedruckte Urkunde vom 26. März 1313 (Nr. 4) ist bemerkenswert, betrifft sie doch die Schenkung eines Hauses auf Ableben hin, das als ewige Herberge und Spital armer Leute bestimmt wird. In der Stiftungsurkunde einer Frühmesse des Joh. Segesser wird unter dessen Verwandten auch des Bischofs Johannes von Brixen gedacht (Nr. 31, 1. Juli 1403). Interessante Aspekte weisen ein Streit um die Jahrzeitstiftungen in der Pfarrkirche zu Mellingen und der entsprechende Schiedsspruch auf (Nr. 12 f.). Schon hier zeigt sich die typische, sehr weitgehende Abhängigkeit des Leutpriesters vom Rat. Übrigens tauchte 1430 ein ähnlicher Streit auf, da nach Meinung des Rates der Leutpriester Nutzungen der Kirche beansprucht hatte, ohne hierüber Rechnung abgelegt zu haben. Der entsprechende Schiedsspruch legte u. a. fest, daß der Leutpriester nach seinem Tode alle Bücher der Kirche zu Mellingen überlassen müsse, « usgenomen sin decretäl », das er gemäß früherer Verfügung vergaben sollte (Nr. 55). Und 14 Jahre später wird bei der Stiftung einer Mittelmesse ausdrücklich bestimmt, daß der Benefiziat die Bücher wie der Leutpriester gebrauchen dürfe. Doch hat dieser den Vorrang (S. 47). In diesem Zusammenhang mag erwähnt werden, daß öfters Schulmeister bezeugt sind, so Werner Salomon, Schulmeister zu

Bremgarten und Ulrich Wirt aus Stockach bereits am 17. Dezember 1382 ; dieser muß sich verpflichten, kein fremdes Gericht anzurufen (Nr. 19 ; vgl. Nr. 413). Die Wahlurkunde des Leutpriesters von Göslikon, Kaspar Röfflin von 1475, ist insofern interessant, als die Artikel seiner Verpflichtungen im Gegensatz zum übrigen Text deutsch verfaßt wurden. Der Leutpriester wird u. a. angehalten, das Salve während der Fastenzeit täglich, sonst an allen Samstagen und an den Vigilien der Muttergottesfeste zu singen. Er muß während der Fastenzeit jeden Montag, Mittwoch und Freitag « mit der latinij umb die Kirchen » gehen. (Vgl. zu kirchlichen Bräuchen auch Nr. 353.) Der Kleriker und Notar, der die Urkunde ausfertigen läßt, ist zugleich « causarum matrimonialium in et circa oppidum Baden generalis commissarius juratus » (S. 69 f.).

Hervorheben möchten wir den sogen. Butterbrief, den Nuntius Gentilis de Spoleto am 11. Juni 1479, als er in politischer Mission in der Eidgenossenschaft weilte, Mellingen verlieh. Demnach zählte die Pfarrei damals 150 Pfarrangehörige (ein genauerer Abdruck wäre hier erwünscht gewesen). Der Pleban verkündete diese Dispens am Sonntag Quinquagesima 1480, also unmittelbar vor der nächsten Fastenzeit, die Konstanzer Kurie bestätigte sie jedoch erst am 28. Juli 1484 (Nr. 147, 166 ; hier irriger Verweis auf Nr. 64 st. 147).

Für die Geschichte des Klerus finden sich überhaupt aufschlußreiche Nachrichten. Die Pfarrei Mellingen scheint recht begehrt gewesen zu sein. Dies belegt eine Reihe von Empfehlungsbriefen des Abtes von Muri und des Rates von Bremgarten (Nr. 357 f.), des Rates von Zug, des Nuntius Filonardi auf Bitte des Abtes von Wettingen, des Hans Arnold v. Segesser, des Stadtschreibers von Sursee, Hans Bachmann, und Thüring Frickers (Nr. 361-65), insgesamt lernen wir 6 Kandidaten kennen. Natürlich fehlt es auch an Briefen einzelner Geistlicher nicht, die allein schon als Zeugnisse persönlicher Ge- sinnung wertvoll sind. Reizend sind z. B. die Briefe des Leutpriesters von Schöftland Johannes Gingi (Nr. 424, 426, vgl. auch 429). Da ist etwa die Rede von 300 Vögeln, die ihm zur Kirchweihe verehrt werden (S. 168). Wie stimmungsvoll bringt er seine Treue und Liebe zu seiner Vaterstadt Mellingen zum Ausdruck ! (S. 167). Merkwürdig ist der Bittbrief vom 31. Januar 1495 der aus der böhmischen Stadt Elbogen Vertriebenen (Nr. 215).

Ein eigenes Schicksal erlebte Kaplan Ludwig Rosch (vgl. Nr. 386, 393, 420). Entschieden setzt sich sein Pate Ludwig Tschudi für ihn ein ! In seinem Schreiben vom 16. August 1528 unterstreicht er, daß Rosch vor einigen Jahren von Mellingen vertrieben wurde, einzig weil er einem Mädchen die Ehe versprochen hatte mit folgenden Worten : « Wenn mynn herenn die Eidgnossenn, des glichenn ein bischoff zu Costenntz gemainem priesterenn nachliessijnnnd, eewijber zenenn unnd zehann, so wett er kein andrij nenn, denn ebenn sij, die wyl unnd aber das nitt geschâch, wette er nitt witter verbundenn syn der ee halb. Und ist also noch hutt by tag des selbigen synns, hatt ir och noch nitt witter verheissen » (S. 173). Das ist nun ein ganz seltenes unmittelbares Zeugnis für die Wirkungen, welche die Eingabe Zwinglis an den Bischof von Konstanz und an die Tagsatzung in den Reihen des Klerus hervorgerufen hatte.

Natürlich fällt manches auch für die Reformationsgeschichte ab, was nur kurz dargetan sei. Da hören wir von wilden Gerüchten, welche die spannungsreiche Stimmung bei den beiden Glaubensparteien erahnen lassen (Nr. 405 : Verwahrung Zürichs gegen das Gerede eines beabsichtigten Überfalls Badens und Bremgartens, 452 : ähnliche Verwahrung, als ob Zürich den Schwiegersohn des alt Schultheissen von Bremgarten Hans Honegger gefangen nehmen und hinrichten lassen wollte). Wir finden die Anzeigen betreffend die Hin- und Rückreise der Zürcher bei Anlaß der Berner Disputation, wobei Mellingen ermahnt wird, für die Rückreisenden alles Notwendige zur Verpflegung vorzukehren (Nr. 433 f.). Nicht zu übersehen sind auch die Forderungen auf Restitution von Stiftungen nach Abschaffung der Messe, was Zürich um jeden Preis zu verhindern suchte (Nr. 447, 453).

Die schwierige Lage Mellingers geht nicht nur aus einem Schutzbrief Berns vom 25. März 1529 hervor (Nr. 445, dazu 448), sondern auch aus dem Schreiben Zürichs vom 3. April 1529, wonach jene, die die Bilder zerstört hatten, sich hatten flüchten müssen. Zürich verlangte energisch Aufschluß (vgl. Nr. 446, dazu 450.) Unerfreulich waren für die Stadt die Auswirkungen der Proviantsperre ; denn sie lief Gefahr, daß ohne ihre Schuld der Schmuggel etwa von Korn und Salz nach den V Orten doch gelang oder daß unzuverlässige Landsknechte durchreiten konnten (Nr. 449, 454-57, 474 f., 478). Wir erfahren, daß im August 1530 gegen 150 Täufer in das Freiamt zogen, worüber Zürich nicht wenig beunruhigt war. Am 17. April 1531 warf Zürich Mellingen vor, gegen die Täufer allzu nachsichtig zu sein (Nr. 468, 471). Die veränderte Lage nach der Niederlage bei Kappel wird uns deutlich gemacht. So mahnten Altdorfer, unter ihnen der Kirchherr Adrian Wirt, den Rat, für genügende Verpflegung der Besatzung mit Mus und Brot besorgt zu sein. Die V Orte bestellten gleich einen neuen Pfarrherrn und forderten am 14. März 1532 die Mellinger in einem energischen Mandat auf, zum alten Glauben zurückzukehren. Wer sich nicht willig zeigte, sollte die Stadt verlassen.

Noch auf vieles andere könnte aufmerksam gemacht werden, so auf einzelne bekannte Persönlichkeiten, wie Hans Edlibach, 1424 Vogt zu Baden (Nr. 47), auf den Leutpriester Johannes Schönbrunner von Zug, « meister der geschrift » (Nr. 210), auf Amann Werner Steiner von Zug, den Vater des Chronisten, an Gilg und Ludwig Tschudi und besonders auch auf den einstigen Studenten von Paris und nachmaligen Zürcher Stadtarzt Peter Holzrüti, von welchem ein überaus anziehend geschriebener Brief vorliegt, der uns mit seinen wechselvollen Schicksalen vertraut macht (Nr. 318, 371). Holzrüti war in Konstanz tätig, vielleicht an der bischöflichen Kurie. Wie fein erinnert er doch die Mellinger an seine Verdienste um die Vaterstadt. « Land mich genyesen, das ich menchen Mellinger hab sin kind der schuol nach gfüert und uch etlich zuo priester gefürderet. Und wann ir zuo mir gan Costentz kamend, sind ir mit got wilkommen gsijn. » Immer wieder stößt man auf farbige Bilder. Wir haben kein trockenes Urkundenbuch vor uns.

Die Edition darf wohl als zuverlässig bezeichnet werden. An Versehen fiel uns wenig auf. S. 18 soll es heißen : Item quod candele st. que, S. 173 Z. 5 von unten : witter st. witte. Die Anlage des Registers befriedigt insofern nicht, als es an Verweisen fehlt. Wer sich z. B. vergewissern will, wer Joh. Gin-

gi ist, findet diesen Namen einzig unter Mellingen : Bürger. Für Muntenyß fehlt ein Verweis, dafür stehen die Formen Mont Cenis und Cenis, Mont (mit falscher Ziffer 339) im Register. Gemessen an der Gesamtleistung sind es Kleinigkeiten, die das Verdienst der Bearbeiters kaum schmälern.

OSKAR VASELLA

**Fritz Blanke: Aus der Welt der Reformation.** Zwingli Verlag, Zürich 1960.  
112 S.

Das schmale, schön gedruckte Bändchen ist die Gabe des Zwingli Verlages an den ausgezeichneten Professor der Kirchengeschichte der Universität Zürich anlässlich seines 60. Geburtstages. Daß diese Ehrung durchaus verdient ist, offenbart das beigegebene Verzeichnis der gesamten Veröffentlichungen Blankes, das mit Recht auch Artikel in der Tagespresse berücksichtigt.

Glücklicherweise wird es mehr und mehr üblich, an Stelle rasch entstandener, inhaltlich oft etwas disparater Festschriften verstreute Aufsätze des Jubilären selbst zu vereinen und so das Bild der Forschung des Geehrten in einprägsamer Weise neu erstehen zu lassen. Tatsächlich sind die hier vorgelegten 5 Aufsätze Blankes, von denen zwei in den « Zwingliana » erschienen sind, nicht allein in ihrer Themastellung charakteristisch, sondern zum Teil geradezu programmatisch für die Auffassungen Bs. Das gilt namentlich von den beiden Aufsätzen, die sich mit dem Täuferum befassen. B. lenkte, wie man weiß, eine Reihe von Schülern auf die Geschichte des Täuferums und nahm selbst wiederholt in besonnener Kritik eine Überprüfung des überlieferten Geschichtsbildes von der Täuferbewegung vor. Eine leitende Idee, die B. stets vertrat, war die Anschauung von einer staatsfreien Kirche, von einer Volkskirche ; repräsentiert ist sie im Täuferum, das überhaupt als Vorläufer der gesamten späteren freien Kirchen gelten darf, frei im Sinn der Freiheit von jeder Intervention des Staates. Nur ist damit die Frage nicht gelöst, ob die Täufer anfänglich nicht doch von kämpferischem Geist erfüllt waren, als wie es später tatsächlich der Fall war. Wir möchten das vor allem im Hinblick auf den Aufsatz : Täuferum und Reformation (72-84) betonen. Zwar stimmen wir B. durchaus zu, wenn er hier für die Charakteristik der Anfänge der Täuferbewegung seine zweite Idee heraushebt, daß nämlich die Täufer ein Sofortprogramm durchzusetzen versuchten, d. h. sogleich alle Folgerungen aus der theologischen Lehre Zwinglis zu ziehen gewillt waren. Sie waren wirklich die Unbedingten. Ihre Forderung bezog sich ohne Zweifel vor allem auf die Unterdrückung der Messe. Das wird schon aus der Darstellung Köhlers in seiner Zwingli-Biographie deutlich. Auch versteht es B. trefflich, den Charakter der Bewegung, soweit es sich um die Motive ihrer Entstehung handelt, in ausgewogenen, gleichsam sentenzenhaften Sätzen zu zeichnen. Allein dies ist nun unser Vorbehalt : Läßt sich religiöses Denken so scharf von politischen und sozialwirtschaftlichen Anschauungen trennen, wie B. es irgendwie doch voraussetzt ? Und darf man so unbedingt betonen : « Als der Bauernkrieg in Deutschland ausbrach, hatte in der Schweiz das Täuferum noch kaum richtig eingesetzt. Deshalb ist eine Beziehung zwischen den beiden Vorgängen ausgeschlossen » (82). Wir glauben nicht, daß die Dinge gar so einfach liegen, auch wenn es sicher irrig ist, die Täufer als die

Urheber des großen deutschen Bauernkrieges von 1525 zu bezeichnen. Vielleicht ist es uns einmal vergönnt, auf diese Fragen näher einzugehen.

Mit wirklicher Spannung liest man den gut dokumentierten Aufsatz über das Reich der Wiedertäufer in Münster 1534/35 (48-71). Zwar schimmert auch hier eine gewisse Liebe zu den Täufern durch, aber doch nie in einer Weise, daß das Streben nach historischer Treue und Wahrheit irgendwie beeinträchtigt würde. Vielmehr zeigt sich erneut Bs. große Fähigkeit zur Differenzierung der Eigenart der Münsterschen Unruhen. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß zu Beginn des Aufstandes der städtische Rat « zum Zweck allgemeiner Beruhigung Glaubensfreiheit für jedermann » verkündete (50).

Der Aufsatz : Reformation und Alkoholismus beleuchtet die Stellungnahme Luthers und anderer Theologen zum Problem der namentlich in Deutschland und auch in der Schweiz weit verbreiteten Trunksucht. Er vermittelt insofern wertvolle Anregungen, als dieselben Probleme sich auch für die Katholiken stellen. Der Kampf gegen die Trunksucht spielte ja in der katholischen Reform eine bedeutende Rolle. Daß aus der Frontstellung der Reformatoren gegen das katholische Fasten und die Aszese die Überzeugung vom sittlichen Wert der Enthaltsamkeit erheblich geschwächt wurde, wird in dieser Darstellung indirekt deutlich gemacht. B. bezeichnet den bloßen Ruf der Reformatoren nach Mäßigung für die Bekämpfung des Lasters der Trunksucht offen für unzureichend (98).

Wir möchten schließlich hervorheben, daß B. ungemein klar und gut schreibt und dieser Vorzug sich mit einem anderen verbindet, der sein persönliches Wesen auszeichnet. Ich meine eine tiefe christliche Liebe, die sich auch in einer ausgesprochenen Liebe zu historischer Wahrheit spiegelt und ihn stets zur Versöhnlichkeit, aber auch zum Ausgleich oder doch zur Milderung historischer Gegensätze bestimmt. Wer sich davon überzeugen will, lese noch die beiden ersten Aufsätze : Zwinglis Urteile über sich selbst und Calvins Urteile über Zwingli. Dem Dank an den Forscher Blanke, wie ihn der Zwingli Verlag in diesem trefflichen Bändchen zum Ausdruck brachte, schließen wir uns freudig an.

OSKAR VASELLA

**Eduard Strübin : Grundfragen des Volkslebens bei Jeremias Gotthelf.**  
Sonderdruck aus dem Schweizerischen Archiv für Volkskunde 55 (1959) 121-214. G. Krebs AG, Basel.

Daß Gotthelfs Werke eine Fundgrube des Volksglaubens und des bäuerlichen Brauchtums sind, hat ihnen zunächst mehr Leser zugeführt als die epische Genialität, die doch schon Gotthelfs erster Kritiker, Gottfried Keller, dem ältern Kollegen nachrühmte – so viel er sonst an dessen wildwüchsigem Künstlertum auszusetzen fand. Als ehrlich-grobianischer Volksschriftsteller oder als biederer Heimatdichter reaktionärer Tendenzen, nicht als Gestalter von homerischer Kraft ist Gotthelf über die Schwelle unseres Jahrhunderts getreten. Nachdem nun sein dichterischer Rang sich im Feuer der Umbruchszeit erwährt hat, Gotthelfs Menschenschau uns packt, wo immer man ihn aufschlägt, nachdem die Literatur über ihn das neugesehene Werk schon zu

überdecken droht und keine Fakultät mehr ihren Beitrag schuldet, muß man sich wundern, daß die naheliegende Betrachtung über Grundfragen des Volkslebens bei Jeremias Gotthelf so lange auf sich warten ließ.

Es handelt sich um ein Büchlein von 95 Seiten, geschrieben in altmodisch sachdienlicher Sprache, den Fachausdrücken gegenüber zurückhaltend, aber mit dem Mut zum Urteil. Die Untersuchung ist ein eindrückliches Beispiel dafür, was sich beim Andrang tausender von Belegstellen mit gedanklicher Zucht auf knappem Raum erreichen läßt.

Im Brennpunkt stehen die Begriffe « Gemeinschaft » und « Brauch ». Wer darauf nie gestoßen ist, hat Gotthelf nicht gelesen. Indessen, man kann ein Buch wie « Geld und Geist » zu kennen glauben und doch verlegen sein zu sagen, wie nun eigentlich das allgegenwärtige Brauchtum diese Menschen formt. Wie Bräuche entstehen und vor allem wie sie wirken, auf Meistersleute, ledige Burschen, Tauner und Mägde, an den Festen und im Alltag, zumal dort, wo der Einzelne gegen die Sitte als eine Schutzmauer der Gemeinschaft prallt : dies einmal im Zusammenhang zu überblicken macht den Gewinn der beiden Mittelpartien der anzuseigenden Arbeit aus. Man stößt dabei häufig auf Köstlichkeiten, etwa bei der Synopse der Gotthelfschen Gastereien, der Leichenmähler, weil da sozusagen alle Kreatur mittafelt und dem Dichter wundervoll Gelegenheit gibt, Charaktere zu beleuchten : den gierigen Fresser, den stillen Genießer, den stumpfsinnigen « Wiederkäuer ». An solchen festlichen Mahlzeiten plaudern die Weiber gern « von heimlichen Dingen, von den Pflanzungen, Schweinen und Milch » und natürlich von ihren « Kindbettinen » ; die Männer halten es ganz anders : « vom Rindfleisch kamen sie auf die Kühe und vom Kalbfleisch auf die Kälber ».

Zu Beginn und am Schluß seiner Untersuchung greift Strübin zwei Fragen auf, die nicht so humorvoll zu beantworten sind. Ist Gotthelf für die Volkskunde ein verlässlicher Zeuge ? Und ist seine Vision des bäuerlichen Gemeinschaftslebens so, daß sie den nachdenklichen Leser von heute bewegen mag, dem Dichter zu folgen bis zu dem Bekenntnis : « Es gibt eine Tiefe im menschlichen Gemüte, welche tiefer ist, als der Eimer reicht, mit welchem die Philosophie ihre Weisheit schöpft » ? Man denkt an Käthi, die Großmutter mit dem kindlichen Vertrauen in den lieben Gott, in deren Herzen aber auch jede Art von Aberglauben Platz hat und der Gotthelf « mehr als vierzigjährigen Heldenmut » zugesteht : wie da das Höchste mit dem Alltäglichen und dem Kindischen sich mischt – ist das gut gotthelfisch gesehen oder leuchtet hier die Weisheit des Lebens selber auf ?

Woher stammt Gotthelfs Menschenkenntnis ? Er war nahezu vierzigjährig, als er zu schreiben anfing. Er selber hat den « Dammbruch », dem das erstaunliche Oeuvre folgte, verschieden erklärt. Als er am Neujahrstag 1831 nach Lützelflüh ritt, trug er nicht einmal den Gedanken ans Publizieren mit sich, dafür den starken Glauben an den Geist der neuen Zeit : « Die Fluten ergießen sich, von Gott gekräftigt, durch die Lande mit unwiderstehlicher Gewalt. » Der Eiferer gegen die Aristokratie stößt aber im Dorf auf Dämme, die er nie übersteigen wird. Diesen Bauern gilt die alte Sitte mehr, als was sie nach dem Willen des neuen Pfarrers für die Armen und für die Schule tun sollen : verhungern lassen sie ja keinen, der neumodische Schuleifer ist ihnen eitles

Geschwätz und schließlich sind sie die Herren im Dorf. Fünf Jahre später beginnt der unglückliche Prediger, seine Reformideen in Bücher und Kalender hineinzuschreiben, aber immer werden ihm die Ideen zu Epen ; und großartig am Erzähler ist, daß er wohl das Ziel, doch seinen Weg nicht kennt. Das Leben soll ihn unbarmherzig bilden, nur stillestehen will er nicht.

Was er am Ende findet, in den späteren Romanen mit verstehender Liebe schildert, ist das Berner Bauerntum, und was an diesem Volk erbärmlich ist und wo seine Würde liegt, weiß er besser als die « neuen Staatsherren », die in ihren Festreden « du edles Volk, du herrlich Volk, du, du, du ! » rufen, um es desto besser « regelmäßig und gesetzlich ausbeuten zu können » und « an die Stelle der christlichen Religion die Staatsmoral zu plazieren ». Dieses Volk fühlt in seinem eigenen Kreise aristokatisch bis ins Mark, es ist ungeistig, ungelehrig, bigott und eingebildet, aber es hat einen Fundus : die Tradition. Die Sitte gibt dem Menschen Halt. Das Festklammern an religiöse, ethische, selbst materielle Werte erzeugt Treue und Verantwortung und bindet die Vergangenheit an die Zukunft. Das begreifen sie in den Zirkeln bodenloser Neuerer nicht, wo « jeder Tropf meint, bei ihm solle die Geschichte erst anfangen, er sei der erste Mensch, der erste wahre Kulturstöffel ». Die Überlieferung hat Gotthelf zwar nicht leichthin gelobt ; er sah sinnentleerte Formeln und witterte viel verkappt Heidnisches im ländlichen Brauchtum und er nahm auch dies schließlich in Kauf, um nicht mit dem Unkraut die lebendige religiöse Substanz zu gefährden.

Also Volkskundler wider Willen ? Am Sammeln und Ordnen, wie es wissenschaftliches Tun verlangt, lag ihm überhaupt nichts. Gotthelf kennt – nach einem schönen Wort Gottfrieds Bohnenblusts – keinen objektiven Geist, er kennt nur den lebendigen Gott. Für ihn und gegen ihn wird im Menschenherzen gestritten ; in der Seele seiner Bauern hat Gotthelf den lebendigen Gott gesucht und ihn durch Aberglauben und alle Verstocktheit hindurch erkannt. Als heilige und harte Tradition trat ihm hier der christliche Glaube entgegen. Es ist lehrreich, in Strübins feinsinniger Studie zu verfolgen, wie Gotthelfs Werk, sorgsam durchdacht, eine einzigartige Quelle für die Kenntnis des bäuerlichen Menschen als eines überlieferungsgebundenen Gemeinschaftswesens ist.

ED. STUDER